

2 Forschungs-Forschung zur Aussagenentstehung

2.1 Stationen der Fachgeschichte

2.1.1 Die ‚Gründerzeit‘ des Fachs

Am Anfang der Geschichte der wissenschaftlichen Disziplin, die sich zunächst nur mit dem Medium Zeitung beschäftigt, dann mit allen Massenmedien und schließlich mit Kommunikationsprozessen im Allgemeinen und im Besonderen, stehen seit dem 18. Jahrhundert einzelne wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der Presse und ihrem Journalismus (vgl. vom Bruch 1980). Die eigentliche ‚Gründerzeit‘ beginnt dann im 20. Jahrhundert; sie führt relativ schnell zu einem Forschungsprogramm – und noch vor der Soziologie – zu ersten Formen einer disziplinären Institutionalisierung. ‚Gründerväter‘ waren zwei Professoren der Nationalökonomie, um deren Verhältnis zueinander wir uns schon an anderer Stelle gekümmert haben (vgl. Weischenberg 2012a: 109-134). Wie es danach weiterging, wollen wir im Folgenden kursorisch verfolgen und hier vor allem die Entwicklung der empirischen Forschung zu Medien und Journalismus ins Visier nehmen. Dabei ist von der ersten Station der ‚Gründerzeit‘ eine zweite der Etablierung des Fachs und eine dritte der ‚Instrumentalisierung‘ zu unterscheiden, die mit dem Nationalsozialismus begann, aber nicht mit ihm endete, sondern – nicht zuletzt auf Grund von ‚personeller Kontinuität‘ – bis in die 1950er Jahre reichte. Dann erfolgte in der vierten Station zusammen mit einem personellen Umbruch eine theoretische und methodische Wende hin zu einem sozialwissenschaftlich ausgerichteten Fach und somit zur ‚Ursprungsrekonstruktion‘ der Publizistikwissenschaft. Die fünfte Station schließlich lässt sich als Zustand einer ‚poly-paradigmatischen‘ Disziplin beschreiben, die sich etabliert und intern ausdifferenziert hat, weiter wächst und als „neue Kommunikationswissenschaft“ (Löffelholz/Quandt 2003) bezeichnet werden kann.

Am Anfang der (empirischen) Medien- und Journalismusforschung stand der Erste Deutsche Soziologentag (vgl. Käsler 1981: 203 ff.), der vom 19. bis 22. Oktober 1910 in Frankfurt am Main stattfand – eine bemerkenswerte Veranstaltung. Es gab zunächst einen Begrüßungsabend mit einem Vortrag von Georg Simmel über „Soziologie der Geselligkeit“. Am nächsten Morgen sprach Ferdinand Tönnies, zusammen mit Simmel und Werner Sombart Gründungsvorsitzender der im Jahr zuvor entstandenen Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Eröffnungsworte, die mit der Formel „Hochansehnliche Versammlung!“ begannen und in den Versuch mündeten, zu beschreiben, was es denn nun sein solle, das neue Fach ‚Soziologie‘ und worin es sich von anderen Wissenschaften unterscheidet; dieser Versuch fiel ziemlich begriffshuberisch aus (vgl. N.N. 1911: 17). Tönnies’ eigentliches Anliegen aber war die Warnung vor Werturteilen im akademischen Diskurs. Er schloss mit den Worten: „Hochgeehrte Versammlung! Die Begründung dieser Gesellschaft ist mit wissenschaftlichen Plänen verbunden gewesen, mit mehr oder minder ausgestalteten Wünschen und Ideen großer Kooperationen auf dem Gebiete der Forschung – und diese beziehen sich, in Uebereinstim-

mung mit meinen Ausführungen, durchweg auf das gegenwärtige, auf das uns umgebende soziale Leben.“ Es werde sich vor allem um *eine* große Aufgabe handeln und diese dürfe auf ein „lebendiges Interesse des gelehrten, sowohl als des größeren Publikums“ rechnen. „Ich gebe Herrn Professor Dr. Max Weber das Wort, um darüber zu berichten.“ (Ebd.: 38; Hervorheb. im Orig.) Die Gründung der DGS war nicht dessen Werk gewesen (vgl. Lepsius 2011: 7 f.), aber – wie Hennis (2003 [1995]: 90) es formuliert – „als er sich entscheidet, mitzumachen, tut er es ganz. [...] Weber hat auch gleich ein Projekt in petto, für das er die DGS einzuspannen versucht: eine Riesenenquête zur ‚Soziologie des Zeitungswesens‘, für die er, ganz auf sich gestellt, ohne Unterstützung, mit List und Tücke die für erforderlich gehaltene Summe zusammenzubetteln versucht.“ Weber, damals eine Art Schatzmeister der Gesellschaft, will nun in Frankfurt für dieses Projekt die Werbetrommel rühren.

In seinem ‚Geschäftsbericht‘ reitet er dort zunächst ebenfalls auf der Werturteilsfreiheit herum und bezieht ihren Anspruch dann direkt auf seine „Enquete über das Zeitungswesen“; dabei sei „nicht im entferntesten“ daran gedacht, „zu Gericht sitzen zu wollen über den faktischen Zustand“ der Presse (Weber 1911: 40) Mit diesem Unternehmen, an dem damals sein Herz hing, wollte er eine *Vermessung der Medienwelt* zustande bringen. Was Carl Friedrich Gauß mit Hilfe von Mathematik und Astronomie anstrebte und Alexander von Humboldt durch Geographie und Kartographie, wollte er – so könnte man sagen – mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Methoden erreichen, um herauszufinden, was bei den modernen Massenmedien der Fall ist. Da wirkte Max Weber wie ein Mann des 20. Jahrhunderts. Doch zum Scheitern des Unternehmens trug wesentlich bei, dass er – jedenfalls, was Gefühlswelt und Wertsetzungen anging – im Grunde ein Mann des 19. Jahrhunderts geblieben war. (Vgl. Weischenberg 2012a: 78 ff., 134 ff.) Nach Webers Report gab es laut Tagungsdokumentation lebhaften Beifall, aber – aus welchen Gründen auch immer – keine Aussprache (vgl. N.N. 1911: 63). Die fiel dann umso heftiger aus bei den Vorträgen u. a. von Werner Sombart über „Technik und Kultur“ (ebd.: 63 ff.), von Alfred Plötz über „Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und einige damit zusammenhängende Probleme“ (ebd.: 111 ff.) sowie von Eberhard Gothein über „Soziologie der Panik“ (ebd.: 216 ff.), wobei Max Weber in Form von Zwischenrufen und langen Redebeiträgen munter mitmischte und hartnäckig rational argumentierte. Am Ende zerstritt man sich dann so sehr über der Frage der Werturteilsfreiheit (wovon die Dokumentation nur einen blassen Eindruck vermittelt; vgl. ebd.: 272 ff.), dass Weber nachher die ganze Veranstaltung als enttäuschend empfand und auch heftige Kritik an seinen eigenen Auftritten übte (vgl. Weischenberg 2012a: 104 f.).

Beim Siebten Deutschen Soziologentag 20 Jahre später in Berlin (vgl. Käsler 1981: 232 ff.) war Weber schon 10 Jahre tot – und Tönnies, inzwischen 75 Jahre alt, immer noch Vorsitzender der DGS; es blieb bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs die letzte derartige Veranstaltung. Mit seiner Metapher von der Zeitungswissenschaft als ‚Hühnerwissenschaft‘ erregte der nicht immer glücklich agierende Pi-

onier der Soziologie die Gemüter; sie führte damals zu einer „langatmigen publizistischen Auseinandersetzung“ (ebd.: 234). Bis heute macht Tönnies damit – jedenfalls in der Kommunikationswissenschaft – mehr auf sich aufmerksam als durch sein Werk (was ungerecht ist).⁴⁹ Damals ging die Gründerzeit des Fachs zu Ende, das sich später zunächst ‚Publizistikwissenschaft‘ nannte. Die Max Weber gewidmete Veranstaltung über „Presse und öffentliche Meinung“ verlief gleichfalls enttäuschend (vgl. Weischenberg 2012a: 277 ff.). Sein Großprojekt war kaum mehr der Rede wert: „Wenn Webersche Einflüsse zu merken sind, betreffen sie eher die Thematik der charismatischen Gewalt oder der Institutionalisierung und Bürokratisierung der Apparate.“ (Senigaglia 2003: 188)

Während das Projekt einer ‚Presse-Enquête‘ für den Beginn der einschlägigen empirischen *Forschung* immerhin ein Datum setzte, ist die ‚Gründung‘ einer dafür zuständigen *Disziplin* schwieriger zu terminieren. Max Weber dachte seinerzeit gewiss nur an eine ‚Medien-Soziologie‘ als Teildisziplin. Und auch Karl Bücher, der dann – ausgestattet mit einer Verleger-Spende – 1916 in Leipzig zum Gründungsvater der ‚Zeitungskunde‘ als Institution wurde, hatte zunächst nichts Derartiges im Sinn. Der ehemalige Journalist interessierte sich freilich seit längerem für Hochschulprogramme zur Verbesserung der Journalistenausbildung. Damit hatte er schon während seiner Zeit an der Universität Basel begonnen und sah sich hier insofern im Besitz der Erstgeburtsrechte (vgl. Weischenberg 2012a: 128); schon 1912 hatte er für das Leipziger Institut einen „Studienplan zur berufsmäßigen Ausbildung in der Zeitungskunde“ vorgelegt. Etablierte Universitätsfächer, die ‚Resortwissen‘ anbieten konnten, sollten dafür das Gerüst stellen. Hinzu kamen dann als weitere curriculare Elemente Wissen zum Studium und zur Geschichte sowie (in deutlich geringerem Maße) praktische Übungen.

Ein Themenbereich, der im Wesentlichen auf der pragmatischen Addition von traditionellen Disziplinen wie Geschichte und Ökonomie beruht, ist aber noch keine Wissenschaft – ein Standpunkt, den auch Bücher mit Nachdruck vertrat. Aus derartigen Elementen eine eigene Wissenschaft zu bilden, „die auf systematischen Charakter Anspruch hätte, liegt doch keine Veranlassung und Möglichkeit vor,“ meinte er damals, fügte aber hinzu: „Möglich, daß künftig die soziologische [sic!] Erforschung des Zeitungswesens, welche noch kaum begonnen hat, die Bausteine zu einer solchen liefern wird; heute sind wir noch weit davon entfernt.“ (Bücher 1981b [1915]: 100 f.) 1926 wurde dann in Leipzig der erste zeitungswissenschaftliche Lehrstuhl an einer deutschen Universität eingerichtet. Der darauf berufene Journalist Erich Everth (1878-1934) legte gleich in seiner Antrittsvorlesung am 20. November desselben Jahres Wert auf die Feststellung, dass sein Institut „ein Semi-

⁴⁹ Ferdinand Tönnies (1981 [1922]) hatte wenige Jahre nach Webers Tod eine umfangreiche „Kritik der öffentlichen Meinung“ vorgelegt, in der er ihn mit der mündlichen Äußerung „Schmieröl für die Öffentliche Meinung“ (ebd.: 551) zitierte. Auerbach (1999: 85) schreibt, Tönnies sei „weniger ein Verächter der Zeitungswissenschaft als ein dem 19. Jahrhundert verbundener Denker“ gewesen. Zur wissenschaftlichen Einordnung der beiden Soziologen Tönnies und Weber vgl. Zander (1986).

nar für wissenschaftliche Arbeit“ sein müsse, „nicht bloß eine Fachschule für angehende Journalisten. [...] Der Inhaber dieses Lehrstuhls wird für seine Person die Aufgabe des Forschens und theoretischen Lehrens voranzustellen haben [...]“. (Everth 1927: 7) Worauf es ihm ankomme, sei, „*das Zeitungswesen in das geistige Leben unserer Zeit hineinzustellen* und die Verbindungsfäden aufzuzeigen, die nach allen Seiten gehen.“ (Ebd.: 13; Hervorheb. im Orig.) Zur psychologischen Betrachtung der Presse, die einer seiner „Hauptarbeitsplätze“ sein werde, müsse die soziologische treten: „Soziologie behandelt das Verhältnis von Menschen zu Menschen, und sie findet im Zeitungswesen reichen Stoff.“ (Ebd.: 21 f.) In jenen Jahren bedeutete das „Votum für die eigenständige Disziplin“ mit einem exklusiven Gegenstand und einer ureigenen Methode (was immer das sein sollte) aber „zugleich eine Absage an die Kooperation mit den Sozialwissenschaften, in deren Nachbarschaft sich die Zeitungskunde objektiv bewegte.“ (Bohrmann/Sülzer 1973: 85)

Bei Otto Groth (1948) geht die Suche nach Bausteinen für eine eigenständige ‚Zeitungswissenschaft‘, von der bei Bücher die Rede ist, schon Ende des 17. Jahrhunderts los. Seine ‚Geschichte der Zeitungswissenschaft‘ befasst sich sehr ausführlich mit einer weit – bis zu Kaspar von Stieler (1632-1707) – zurückreichenden ‚Vor-Gründerzeit‘. Darin spielen Franz-Adam Löffler (1808-1880), den Fritz Eberhard (1963) als ‚Pionier der Publizistikwissenschaft‘ an die Seite von Max Weber gerückt hat, und Robert E. Prutz (1816-1872), der später mit seiner Formel vom ‚Tagebuch‘ und ‚Selbstgespräch der Zeit‘ offenbar zum Leitstern der eigenwilligen ‚Münchener Schule‘ der Zeitungswissenschaft wurde, eine Hauptrolle. Löffler, so Eberhard (vgl. ebd.: 436 f.), habe in seinem Buch „Über die Gesetzgebung der Presse“ (1837) die *Lasswell-Formel* vorweggenommen. Groth (1948: 177) urteilt: „Löffler war spekulativer Philosoph, Prutz empirischer Historiker.“ Bei Rühl (1999: 166), der den beiden eine kleine Vergleichsstudie gewidmet hat, ist er „der historische Empirist“, welcher einen im 19. Jahrhundert singulären „Journalismusentwurf“ vorgelegt habe. Erst in den 1970er Jahren sei dessen „Vorstellung vom Journalismus als Sozialsystem, problematisiert in Relation zur Gesellschaft, erneut aufgegriffen“ worden (ebd.: 167). Aus Prutz’ Schrift „Der deutsche Journalismus, seine Vergangenheit, seine Wirksamkeit und Aufgabe für die Gegenwart“ (1854) destilliert Otto Groth (1948: 184) eine Art ‚Krisentheorie‘ des Journalismus als „ganz allgemeine Gesetzmäßigkeit der gesamten periodischen Presse“, die großen Aktualitätsbezug besitzt. Seine strikt personenorientierte Beschäftigung mit der Fachgeschichte landet dann – nach Stationen bei Roscher, Knies, Salomon, David und schließlich Heinrich Wuttke (1818-1876) als „Kritiker und Reformers der freien Presse“ (ebd.: 209)⁵⁰ – in der Gründerzeit einer systematischen Zeitungswissen-

⁵⁰ Der Historiker Wuttke (1875) hatte in seinem Buch „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung“ eine für damalige Verhältnisse penibel recherchierte Analyse des Pressewesens vorgelegt. Dazu gehörte z. B. eine detaillierte Beschreibung der Zeitungsherstellung und ihrer technischen und ökonomischen Bedingungen (vgl. ebd.: 225 ff.) sowie eine kritische Auseinandersetzung mit der Anonymität von Autoren und dem Ansehen der Journalisten und ihren Berufsbedingungen. „Da haben nun“, schrieb er, „unglücklicherweise die großen staatlichen

schaft, die man mit dem Wiener Redakteur Emil Löbl (1903) und seinem (auch von Max Weber) hochgelobten, wissenschaftlich anspruchsvollen Werk „Kultur und Presse“ beginnen lassen könnte. Der ehemalige Journalist Groth moniert allerdings, Löbl sei

„über den Ansatz einer begrifflichen Fundierung und eine nur rudimentäre Anlage des Systems [...] nicht hinausgekommen. Zum vollen Gelingen fehlten ihm die Schärfe und Tiefe der begrifflichen Analyse, das erforderliche empirische Material, wohl auch die logisch-wissenschaftstheoretische Schulung. Aber Bahnbrecher, ‚Pionier‘ der Zeitungswissenschaft ist er dadurch, daß er die Idee einer systematischen Zeitungswissenschaft hatte, dazu den richtigen Weg sah und einschlug, daß er ein gut Stück dieses Weges zurücklegte und auf ihm eine Menge wertvoller theoretischer und normativer Kenntnisse sammelte und heimbrachte.“ (Groth 1948: 315)

Allerdings versteigt sich Otto Groth nicht – anders als Senigaglia (vgl. 2003: 180) in ihrer anfechtbaren Studie „Parlament und Presse: Weber und die Nachfolger“ – zu der Behauptung, der Autor habe sozusagen die Blaupause für Webers Forschungsfragen geliefert. Gewiss habe der ‚Praktiker‘ aber „die Vielseitigkeit seiner Themen durch ein reiches Tatsachenmaterial aus Geschichte und Gegenwart gestützt, sie ‚soziologisch‘ kräftig unterbaut.“ Auf Max Weber habe dies, wie ein Vergleich des Buches mit den in dessen ‚Presse-Enquête‘ aufgeworfenen Fragen zeige, „sehr anregend gewirkt, und der große Soziologe hat ihm – im Gegensatz zu Büchern [...] – uneingeschränkte, hohe Anerkennung gezollt.“ (Groth 1948: 323 f.) Diesen will er auf keinen Fall als ‚Gründer der Zeitungswissenschaft‘ gelten lassen, „wie es von dankbaren Schülern geschehen ist“; dies verkenne völlig „seine reiche Leistung und wäre von ihm ganz entschieden zurückgewiesen worden.“ Er fügt dann hinzu: „Ich teile [...] die Erwartung Büchers nicht, daß vielleicht von der Soziologie her die besondere Wissenschaft der Journalistik aufgebaut werden könne, aber darin hat er recht, daß aus den von ihm aufgezählten, so heterogenen Elementen keine systematische Wissenschaft entstehen kann, und er verzichtet ausdrücklich auf den Ruhm, wegen seiner Zeitungsvorlesungen als der Gründer einer besonderen Zeitungswissenschaft gefeiert zu werden.“ (Ebd.: 284)

2.1.2 Die Etablierung des Fachs

Karl Bücher hat durch die Institutsgründung und die Einrichtung des Lehrstuhls für Zeitungswissenschaft in Leipzig (vgl. Straetz 1986) jedoch wesentlich zur Etablierung eines eigenständigen Fachs beigetragen, in dem Webers Fragestellungen hätten bearbeitet werden können – nachdem die Soziologie hierfür weitgehend ausge-

Mißstände die Zeitungsschreiberei gezwungen, sich zur Namenslosigkeit zu flüchten, und haben damit von ihr die schriftstellerische Ehre vor der Welt abgestreift. Weiß denn jetzt der Leser, wer zu ihm spricht?“ (Ebd. 21) Und weiter – ähnlich wie Max Weber fast ein halbes Jahrhundert später: „Die Zeitungsschreiberei ist ein ebenso wichtiger als schwieriger Beruf und verdient, wenn sie gewissenschaftlich geübt wird, bei weitem mehr Ansehen, als sie unter uns Deutschen derzeit genießt. Wie anstrengend, wie erschöpfend, wie aufreibend ist der Zeitungsdienst! Wie kläglich sein Lohn!“ (Ebd.: 269)

fallen war. Insgesamt 10 einschlägige Einrichtungen entstanden immerhin in jenen Gründerjahren: nach Leipzig in Münster (1919), Köln (1920), Freiburg (1923), München und Nürnberg (1924), Berlin (1925), Dortmund und Halle (1926) sowie Heidelberg (1927) (vgl. z. B. Pürer 2003: 36; Maoro 1987; Szyszka 1990). Averbek (1999: 54 f.) zählt sogar 19; dazu gehört dann auch das 1933 auf Initiative des Soziologen und Weber-Forschers Andreas Walther eingerichtete ‚Seminar für Zeitungswissenschaften‘ an der Universität Hamburg, das 1943 den Status eines Instituts erhielt (vgl. Wassner 1986: 409 f.). Finanziert wurden sie durch Spenden von Verlegern oder den Verbänden der Verleger und Journalisten. Die Universitäten standen ihnen ablehnend oder zumindest reserviert gegenüber, zumal sie den meisten in dem neuen Fach Lehrenden (durchweg Journalisten) die wissenschaftliche Qualifikation absprachen. Der geniale Max Weber war tot und der renommierte Karl Bücher alt.

„Die neuen Professoren der Zeitungswissenschaft waren die ‚underdogs‘ ihrer Fakultäten und dadurch umso mehr auf die Unterstützung durch einzelne Verleger, die Berufsverbände und staatliche Instanzen angewiesen. Der gesellschaftliche Konsens der rechts stehenden, meist monarchistischen Eliten, hatte das Berufungsverhalten fest im Griff. Institutsdirekten waren meist katholisch, auch in protestantisch geprägten Ländern. Juden sucht man fast vergebens.“ (Bohrmann 2008: 269 f.)

Die Titulierung der Einrichtungen war unterschiedlich und die Ausstattung durchweg bescheiden. In Nürnberg z. B., wo die Beschäftigung mit dem Journalismus schon zum Ende des Ersten Weltkriegs als ‚Handelshochschulkurs‘ begonnen hatte, gab es dann zwar später ein ‚Institut für Zeitungskunde‘, aber dies war ein ‚Ein-Mann-Unternehmen‘ des wohlhabenden, nicht promovierten jüdischen Journalisten Leo Benario (1875-1947) als nebenamtlichem Dozenten, der im Fach längst vergessen ist – wenn er überhaupt jemals bekannt war. 1933 wurde er von den Nationalsozialisten aus dem Amt gejagt und musste nach Frankreich emigrieren; er starb verarmt in Nizza. (Vgl. Szyszka 1990: 22 ff., 80 ff.) In jenen Gründerjahren, als das diffuse Fach um Reputation kämpfte, kam der Vorschlag, „die wissenschaftliche Zeitungskunde von ihrem Fachgegenstand her auszuweiten und in Publizistik (-wissenschaft) umzubenennen.“ (Pürer 2003: 37) Er stammte von dem früh verstorbenen Journalisten und Bücher-Schüler Karl Jaeger (1897-1927); ähnlich plädierte angeblich der schon 1922 in Leipzig für Zeitungskunde habilitierte Walter Schöne (1885-1943), der freilich später ein Buch mit dem Titel „Die Zeitung und ihre Wissenschaft“ (1928) publizierte. „Für die Leipziger Schule von Hans A. Münster ist der publizistikwissenschaftliche Ansatz, allerdings im eindeutig nationalsozialistischen, pervertierten Verständnis der Aufgabe der Publizistik, selbstverständlich.“ (R. Schmidt 1966: 408; vgl. Hachmeister 1987: 42 ff.) In seiner schmalen Schrift „Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft“ (1926) hatte Jaeger eine ‚Verwissenschaftlichung‘ des Fachs gefordert (vgl. Meyen/Löblich 2006: 162 f.) und dessen theoretische und methodische Unterbelichtung beklagt; es sei vor allem deshalb bisher nicht zu einer anerkannten eigenständigen Universi-

tätsdisziplin geworden, weil es sich auf die Berufsvorbildung von Journalisten verlegt habe, über die freilich auch keine Klarheit hergestellt werden konnte. „Wie unvermittelt auch immer, lieferte Jaeger damit einen wichtigen Hinweis auf das bedeutsame Verhältnis von wissenschaftlicher Entwicklung und den Anforderungen außerwissenschaftlicher Interessen“, hebt Hering (1982: 79) hervor. Dieses habe die „Entwicklung der Zeitungswissenschaft in ihren Anfängen“ so sehr mitbestimmt, dass „erst rund 40 Jahre nach Jaeger ein ernsthafter und erfolgreicher Versuch zur Klärung der Grundlagen einer Wissenschaft von den [...] Formen gesellschaftlicher Kommunikation unternommen wurde.“ Später schlägt der Autor in diesem Kontext dann den Bogen zurück zu Webers ‚Presse-Enquête‘ und der Kompetenz beteiligter Akteure:

„Bei den übrigen mit der Enquete befaßten Wissenschaftlern wie bei den Zeitungswissenschaftlern der Weimarer Republik waren hinreichende theoretische und methodische Voraussetzungen nicht durchweg gegeben. Die zunehmende Verengung des Blickfeldes auf das Medium Zeitung in historischer und systematischer Perspektive ließ Webers Vorgehen als nicht adäquat erscheinen. Weder seine Fragestellung noch seine theoretischen und methodischen Ansätze wurden daher von der Zeitungswissenschaft weiterverfolgt. [...] Innerhalb der Zeitungswissenschaft wurden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine *nennenswerten*, von wissenschaftlicher Seite getragenen Forschungen durchgeführt.“ (Ebd.: 106 f.; Hervorheb. im Orig.)

Ein solches Urteil wirkt nicht kompatibel mit dem Versuch von Stefanie Averbek (1999), für das Ende der Gründerjahre manifeste „Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft“ nachzuweisen, und zwar in einem ‚interdisziplinären Milieu‘, das von ihr insbesondere an der Universität Heidelberg ausgemacht wurde. Diese Münsteraner Dissertation scheint ein schwergewichtiger Gegenbeweis zu der These zu sein, dass sich nach Max Weber die (empirische) Medien- und Journalismusforschung für Jahrzehnte im Dauerschlaf befunden habe; wir waren darauf schon kurz eingegangen und hatten vorläufig den Einwand formuliert, dass die Belege dafür doch etwas karg ausgefallen seien (vgl. Weischenberg 2012a: 281). Hält der Einwand einer *detaillierten* Überprüfung stand? Nun beeindruckt das großvolumige, fast 700 Seiten umfassende Werk gewiss durch seine akribische Quellenrecherche und den Reichtum an Fakten. Die Darstellung selbst ist allerdings recht erratisch, bisweilen eher kursorisch und wirkt häufig kurz getaktet, was die Rezeption nicht gerade erleichtert; dies wird durch lange Namenslisten und Chronologien noch verstärkt (vgl. ebd.: z. B. 34 ff., 54 ff.). Vieles wird fundiert dargestellt und bewertet; dies gilt etwa für den Bericht über den Siebten Deutschen Soziologentag 1930 in Berlin (vgl. ebd.: 76 ff.). Ein Highlight ist – im Rahmen von zehn Porträts der Protagonisten aus dem ‚interdisziplinären Milieu‘ – die ausführliche Würdigung von Hans Traub (1901-1943), der sich mit dem Werk „Grundbegriffe des Zeitungswesens“ (1933) habilitiert hatte (vgl. ebd.: 355), während die Charakterisierung der Beziehung zwischen Max Weber und Otto Groth, der von der Autorin als ‚Empirist‘ bezeichnet wird, (auch hier) nicht den Tatsachen entspricht (vgl. Averbek 1999: 171, 145). In der insgesamt eher personen- als werkorientierten Darstel-

lung fehlt in Hinblick auf das ‚Heidelberger Milieu‘ ein biographisches Detail, das hier nicht unwichtig ist: Hans von Eckardt (1890-1957), der dortige Institutsleiter in den beschriebenen Jahren, „ein Soziologe als Zeitungswissenschaftler“ (ebd.: 233), war der Schwiegersohn von Else Jaffé – der Traumfrau und letzten Geliebten Max Webers und Dauerpartnerin seines Bruders Alfred; dieser, einst von Eckardts Lehrer, verhalf dem im ‚Dritten Reich‘ ohne Pension und Abfindung aus dem Dienst entfernten Hochschullehrer nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zu seinen Rechten (vgl. Weischenberg 2012a: 281).

Zu den von Auerbeck porträtierten Soziologen und Zeitungswissenschaftlern gehören neben Traub u. a. Karl Mannheim (vgl. ebd.: 215 ff.) sowie die Funktionalisten Alfred Peters (ebd.: 263 ff.) und Ernst Manheim (ebd.: 414 ff.; Auerbeck 2005). Karl Mannheim habe in Heidelberg als „kompetenter Lehrer einer stark theoretisch-soziologischen Zeitungsforschung“ gegolten; er „verstand ‚Zeitungskunde‘ als Anwendungsbereich der Soziologie.“ (Auerbeck 1999: 226). Wenn der Jude Mannheim Deutschland nicht hätte verlassen müssen, wäre von ihm „die Ausbildung einer Kommunikationssoziologie gefördert und geprägt“ worden (ebd.: 230), mutmaßt die Autorin; mit dem Weggang Mannheims (zunächst nach Frankfurt) sei in Heidelberg „eine intensivere Beschäftigung mit kommunikationstheoretischen Themen, gerade begonnen“, wieder abgebrochen (ebd.: 484). Sie beharrt aber darauf, dass aufgrund ihrer Dokumentation der Forschungstätigkeiten allein am Heidelberger Institut für Zeitungswesen die Behauptung widerlegt sei, dass „die Zeitungswissenschaft der Weimarer Republik das von Max Weber 1910 vorgeschlagene Programm einer Presse-Enquete ignoriert habe.“ (Ebd.: 237) Als Beleg dienen ihr einzelne Lehrveranstaltungen (von Mannheim und Peters), die daran angeknüpft hätten, sowie Anregungen zur empirischer Forschung durch die dortigen Studenten. Später führt sie unter dem Stichwort „Adaptionsmilieu“ akribisch 32 einschlägige Dissertationen auf (Hauptfach: Soziologie), die von 1927 bis 1934 in Heidelberg angefertigt wurden (vgl. ebd.: 476 ff.), sowie 47 Dissertationen, die in der gesamten Gründerzeit von 1900 bis 1933 an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität entstanden waren (vgl. ebd.: 505 ff.), darunter das Werk „Die Entstehung des deutschen Journalismus“ von Dieter Paul Baumert (1928). In Heidelberg gab es ‚Zeitungswesen‘ erst ab 1933 als Nebenfach, und in Berlin war der Zeitungswissenschaftler Emil Dovifat erst ab 1931 als Erstgutachter zugelassen; bis 1940 war die Zeitungswissenschaft dort kein eigenständiges Prüfungsfach. Schon Mitte 1933, also wenige Monate nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, habe das ‚interdisziplinäre Milieu‘ zwischen den beiden Fächern nicht mehr existiert, schreibt Auerbeck (ebd.: 103).

In ihrer Dissertation gibt es diverse Rekurse auf Max Weber und seine ‚Soziologie des Zeitungswesens‘. Bei den aufgelisteten Arbeiten – durchweg keine empirischen Studien – sind solche Weber-Bezüge aber nicht ohne Weiteres erkennbar.

Es dominieren die Themen Presseökonomie, Pressegeschichte⁵¹ und Presstypologie sowie öffentliche Meinung⁵². Vielleicht deshalb versucht die Verfasserin in ihrem kurzen Schlusswort noch einmal nachzulegen, um das von ihr ausgemachte und mit Weber verknüpfte ‚interdisziplinäre Milieu zwischen Zeitungswissenschaft und Soziologie‘ zu explizieren. Daraus resultierende Schriften wiesen einen „inhaltlichen Grundtenor“ der ‚Prozessorientierung‘ auf: „Prozeßorientierte Ansätze waren nicht mehr (vorrangig) an Pressegeschichte und -ethik interessiert, sondern am Verlauf des *Kommunikationsprozesses* [...]“. Einige prozessorientierte Ansätze, so heißt es weiter, könnten „fachhistorisch als die ersten Ansätze betrachtet werden, die *publikumsorientiert* argumentierten, einige Wissenschaftler forderten vehement die *empirische* Überprüfung der Hypothesen, noch ohne allerdings über hinreichende methodologische und methodische Optionen für solche Untersuchungen zu verfügen.“ (Ebd.: 519 f.; Hervorheb. im Orig.) Dem ist zuzustimmen. Wie aber sieht es denn hier mit dem Rekurs auf Webers durchaus elaboriertes Projekt aus? Und hat es in dieser Zeit tatsächlich Studien gegeben, die sich *explizit* an seinen Fragestellungen orientiert haben? Die weitere Argumentation wirkt jedenfalls nicht stringent und in Hinblick auf die doch bis in die 1950er Jahre hinein zäh ihre normativ-ontologische Perspektive verteidigende Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft auf jeden Fall überzogen; dies gilt auch für die angebliche ‚Prägung‘ durch das ‚interdisziplinäre Milieu‘:

„Die historische Entwicklung von der Zeitungs- zur Publizistik-/Kommunikationswissenschaft stellt sich [...] als Ausdifferenzierung eines interdisziplinären Forschungsbereiches dar. Die Frühgeschichte dieser Entwicklung führt in das interdisziplinäre Milieu der Weimarer Zeit, das als Submilieu der Zeitungswissenschaft wie der Soziologie Wissenschaftler beider Disziplinen integrierte. Dieses Submilieu prägte zwischen 1927 und 1933/34 die Themen und Methoden vor allem der Zeitungswissenschaft. In der Soziologie bleiben die zeitgenössischen Medien und ihre gesellschaftliche Relevanz ein Randthema – was sie noch heute sind.“ (Ebd.: 520)

Zusammen mit Arnulf Kutsch hat Averbek in besonders elaboriert wirkender, durch wissenschaftssoziologische Kategorien inspirierter Weise die Entwicklung der ‚Ideengestalt‘ des Fachs von 1900 bis 1960 zu systematisieren versucht. Nach der ‚Problemidentifizierung‘ (1900-1925) habe, so behaupten die Autoren, „die Phase der Definition des Formalobjektes“ stattgefunden: „Die Zeitungswissen-

⁵¹ Typisch dafür erscheint eine Dissertation über Joseph Görres, die in jenen Jahren bei Martin Spahn an der Universität Köln entstanden ist (vgl. Spael 1928). Sie rekonstruiert die publizistische Entwicklung bis zur Entstehung des *Rheinischen Merkur* (vgl. ebd.: 25 ff.); dem vorgeschaltet sind zwei ‚theoretische‘ Kapitel über „Publizistik und öffentliche Meinung“ (ebd.: 5 ff.) und „Ueber das Wesen der Publizistik und Journalistik“ (ebd.: 13 ff.).

⁵² Beispiel dafür ist die Dissertation von Gerhard Münzner „Öffentliche Meinung und Presse“ (Karlsruhe 1928: Braun). Für den Bereich der empirischen Kommunikatorforschung hat Böckelmann (1993: 32 ff.) vom Beginn des Jahrhunderts bis 1945 – bei Anlegung großzügiger Kriterien und unter Einbeziehung von Arbeiten, in denen verfügbare berufsstatistische Daten genutzt wurden – gerade einmal 18 einschlägige Studien gezählt, von denen nur 6 in der Weimarer Republik entstanden waren.

schaft vollzieht zwischen 1925 und 1933 [...] einen qualitativen Erkenntnisprung. Als exklusives Problem werden öffentliche Kommunikation und ihre sozialen Bedingungen definiert.“ (In: N.N. 2002: 60) Auch diese Aussage erscheint uns in solch pauschaler Form nicht gerechtfertigt. Zutreffend ist hingegen, dass die Zeitungswissenschaft – nach wie vor um Anerkennung kämpfend und in der Forschungsqualität durchweg deutlich hinter Weber zurückfallend – in dieser Zeit *institutionell* Fuß fasste, ehe sie sich mehr oder weniger gern von den Nationalsozialisten instrumentalisieren ließ. Achim Baum (1994: 130) hat in diesem Zusammenhang auf ein Paradoxon aufmerksam gemacht: Während in der Weimarer Republik die Demokratie allmählich kollabierte, blühte die damalige Zeitungswissenschaft auf. Aber dafür habe sie einen Preis gezahlt, denn sie gab, so der Autor, gesellschaftstheoretische Ambitionen im Anschluss an Max Weber auf – ebenso wie die Mediensoziologie, die dies beim Siebten Deutschen Soziologentag in Berlin deutlich demonstriert hatte:

„Der zähe Selbstbehauptungswille der Zeitungskundler machte vielleicht sogar ihren Verzicht auf ein gesellschaftstheoretisches Programm, ihre Blindheit gegenüber den Konflikten des Funktionswandels der Öffentlichkeit sowie ihre Distanzierung vom Journalismus geradezu notwendig. Diese Versäumnisse und deren Folgen sind freilich heute kaum noch zu entwirren. Der Versuch Max Webers nämlich, die nüchterne wissenschaftliche Analyse von einer Vernunft der Realpolitik forschungspraktisch zu trennen, *um* beides gesellschaftstheoretisch zusammenhalten zu können, hat sich als Postulat wissenschaftlicher ‚Wertfreiheit‘ später nur in eine Richtung verselbständigt. Vor diesem Hintergrund läßt sich auch die publizistikwissenschaftliche Distanz zum Journalismus – wie man sie seit dem sozialwissenschaftlichen Neubeginn des Faches wieder beobachten kann –, als vermeintlich rationaler Vorsprung gegenüber einer ‚unwissenschaftlichen‘ Praxis rechtfertigen.“ (Hervorheb. im Orig.)

2.1.3 Die Instrumentalisierung des Fachs

Zur selben Zeit, da die Nationalsozialisten den Journalisten und Privatgelehrten Otto Groth aus dem Verkehr gezogen, den gewiss nicht regimfeindlichen Zeitungswissenschaftler Hans Traub ebenfalls aus ‚rassischen Gründen‘ (vgl. Averbeck 1999: 361 ff.) entlassen hatten und zuvor schon aus weltanschaulichen Gründen Erich Everth, der bald darauf starb, sowie Hans von Eckardt – und zur selben Zeit, da sie den anfangs störrischen katholischen Zeitungskundler Emil Dovifat (1890-1969) für ihre Zwecke eingespannt, den geschmeidigen Publizistikwissenschaftler Hans Amandus Münster (1901-1963) protegiert und sich des willfährigen Hamburger Soziologen und Zeitungsforschers Andreas Walther, NSDAP-Mitglied seit dem 1. Mai 1933, bedient hatten (vgl. Wassner 1986), schrieb in der Schweiz der Soziologe Karl Weber (1880-1961) einen Aufsatz über seinen Namensvetter Max Weber. Dieses Stück „Zur Soziologie der Zeitung“ kam mit einer ruhigen, scheinbar ausgewogenen Rhetorik daher, wie man es von Menschen aus diesem stets neutralen Land kennt; gleichzeitig nahm es aber die soziologische Zeitungsforschung, mehr als ein Vierteljahrhundert nach ihrem Urknall, so ernst, dass man

Max Weber und die Vermessung der Medienwelt
Empirie und Ethik des Journalismus - eine Spurenlese
Weischenberg, S.
2014, VIII, 416 S. 2 Abb., Hardcover
ISBN: 978-3-658-03088-9